

Derrida : Kirby Dick, Amy Ziering Kofman

Autor(en): **Binotto, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **46 (2004)**

Heft 258

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-865289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DERRIDA

Kirby Dick, Amy Ziering Kofman

Einen Film über einen Philosophen zu machen, ist eine schlechte Idee. Aus zweierlei Gründen. Wie wollte man einerseits das, was den Philosophen erst interessant macht – sein Denken, vor die Kamera bringen? Mangelt es dem Gegenstand eines Philosophen-Films (ein Genre, das es freilich gar nicht gibt) nicht an Darstellbarkeit? Beschränkt man sich andererseits auf das, was sich abbilden lässt: den Körper, die Biographie, unterliegt man schier zwangsläufig der Versuchung, ein Denken simplifizierend auf Biographisches zurückzuführen.

Einen Film über einen Philosophen zu machen, ist eine gute Idee – insofern dieser Film gezwungen ist, sich zwischen diesen beiden Alternativen zu situieren. Weder dürfte dieser Film in eine gelähmte Sprach- und Bildlosigkeit verfallen angesichts eines unrepräsentierbaren Denkens, noch liesse sich dieses Denken als blosses Produkt einer spannenden Biographie verhöckern.

Dass man ausgerechnet versucht hat, über und mit Jacques Derrida diesen Film zu machen, verwundert niemanden, der sich ein wenig mit dessen Arbeit auskennt. Der kürzlich verstorbene französische Philosoph hat selbst immer wieder diese prekäre Lage zwischen Leben und Denken eingenommen. Etwa indem er in seinen eigenwilligen Lektüren die Risse und Verschmutzungen in den scheinbar hermetischen und reinen Denkgebäuden philosophischer Klassiker herausarbeitete oder aber alltäglichen Phänomenen wie Stimme, Hand oder Unterschrift den Rang eines zentralen Gegenstands des Denkens zuerkannte.

Wenn eine fundamentale Frage des Mediums Film jene nach der Beziehung zwischen Bild und Geist, zwischen Phänomen und Reflexion ist, so gilt das nicht weniger für die Arbeit Jacques Derridas.

Solchen Parallelen zum Trotz war die Auseinandersetzung zwischen dem Philosophen und dem Kino die längste Zeit aus- oder zumindest rein theoretisch geblieben. Marguerite Duras hatte Derrida zwar einmal gebeten, in einem ihrer Filme mitzuwirken, doch Derrida hatte abgelehnt. Es lässt sich darum nur davon träumen, wie faszinierend dieses Projekt hätte werden können.

Gegenüber der radikalen Ästhetik einer Marguerite Duras sind die beiden Filmemacher Kirby Dick und Amy Ziering Kofman deutlich vorsichtiger. Ihr Film *DERRIDA* bleibt – trotz allen Bemühungen um Unkonventionalität – als Film recht konventionell. Wenn wir Derrida nur über die Bande eines Spiegels sehen, wenn die Kamera das Drehteam filmt, so erscheint das höchstens als ein filmsprachliches Mätzchen, das verkrampt versucht, Theorie ins Bild zu setzen. Ein Thema wie das der Selbstreferentialität wird zwar plakativ aufgemacht, wenn wir Derrida zusehen, wie er sich selber im Fernsehen zuschaut, trägt aber nur wenig Erkenntnisreiches bei. Auch die Methode, die Chronologie der Ereignisse zu zerstückeln, ist kaum eindrücklich genug, um aus Derridas «Methode» der Dekonstruktion mehr als wieder einmal ein Schlagwort zu machen. Da ist Derridas Aussage zum Thema doch um einiges amüsanter: Gefragt, was die Dekonstruktion denn sei, scheint Derrida die Antwort zunächst zu verweigern. Stattdessen zeigt er über den Bildrand hinaus mit den Worten, er wolle festhalten, dass dieses Interview eine gänzlich künstliche Situation darstelle. Womit er freilich schon ein Stück dessen gezeigt hat, was Dekonstruktion sein könnte. Diese Frage, wie das Filmbild eine künstliche Inszenierung als natürlichen Zustand darstellt, wird erneut und sehr viel komischer aufgegriffen, wenn Derrida in seinem Wohnzimmer stehend klarstellt, dass dieses «cinéma vérité» komplett falsch sei: denn normalerweise sei er gar nie so angezogen, sondern laufe jeweils den ganzen Tag im Pyjama im Haus herum. Solche Anekdotchen versorgen den geneigten Zuschauer denn auch mit der halb schadenfreudigen Erkenntnis, dass selbst der grosse Philosoph ein Mensch wie Du und ich ist. Und überrascht hören wir, dass Derridas Frau Marguerite ihren Gatten «Jackie» ruft. Dort hingegen, wo wir beobachten, wie Derrida sich einen Toast streicht oder sich seine imposante weisse Mähne schneiden lässt, ist eher zu befürchten, die Filmemacher wollten hier eine Mythologie des Alltags im Sinne Roland Barthes fabrizieren, leider ohne einen Anflug von dessen Ironie.

Wahrhaftig eindrücklich sind solchen Ausrutschern gegenüber die Sequenzen, in denen die Kamera sich zurücknimmt und Derrida sprechen lässt. In einer dieser Sequenzen erzählt Derrida von den Augen als einem Körperteil, der ihn darum so beschäftige, weil er nicht ältere. Die Vorstellung, dass seine Augen noch dieselben seien, wie die des kleinen Jungen, der er einst war, machen den Philosophen nachdenklich und den Zuschauer berühren sie. Spätestens jetzt, wo diese Augen endgültig aufgehört haben, mit ihrem Kinderblick zu schauen.

Traditionsgemäss macht der postume Kommentar aus einer unabgeschlossenen Bewegung ein abgeschlossenes Denkgebäude, ein Werk. Diese abschliessende Funktion hat dieser Film – glücklicherweise – nicht. Was er zeigt, ist vielmehr das Gegenteil: Noch im September diesen Jahres hatte Derrida in einem Interview des «magazine littéraire» von der Magie der Stimme gesprochen, vom Rätsel von Tonaufnahmen und der unheimlichen Erfahrung, dass die Stimme über den Tod ihres Trägers hinaus lebendig bleibe. Dies gilt nicht minder für Derridas Blick und Stimme im Tonbild des Kinos.

Johannes Binotto

Regie: Kirby Dick, Amy Ziering Kofman; Kamera: Kirsten Johnson; Schnitt: Kirby Dick, Matt Clarke; Musik: Ryuichi Sakamoto; Ton: Mark Z. Danielewski, Pascal Depres, Benoît Hillebrandt. Produktion: Jane Doe Films; Produzentin: Amy Ziering Kofman; Co-Produzent: Gil Kofman. USA 2002. 35mm, Farbe, Dauer 85 Min. CH-Verleih: Fama Film, Zürich; D-Verleih: RealFiction Filmverleih, Köln

